

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Band: 54 (1974-1975)
Heft: 5

Artikel: Geschichte und Pathos : für neue Fragestellungen in der Geschichte
Autor: Herold, Luzius
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-162974>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zu fällen. Darum kann und sollte die Abstimmung auch bald erfolgen. Eine Verschleppung des Abstimmungstermins wird kaum mehr «Mitbestimmungs»-Klarheit schaffen, sondern die Unentschlossenheit auch im Parlament und damit die Gefahr eines unbedachten oder zu wenig bedachten Entscheides vergrössern. Von einer solch nüchternen Betrachtungsweise darf auch das Schreckgespenst einer Polarisierung nicht ablenken. Eine echte Ausmarchung bedeutete noch immer zu einem guten Teil Polarisierung, und doch hat man post festum wieder miteinander geredet. Wer aber in unserem Land die Polarisierung an sich will, den kümmert der Ausgang der Abstimmung über die «Mitbestimmungs»-Initiative wenig, für ihn ist die «Mitbestimmung» nur ein gesellschaftspolitisches Vehikel von vielen. Jene aber, denen es um eine sozialethisch und sozialpolitisch begründete Mitwirkung der Arbeitnehmer im Betrieb – und nur um diese – geht, werden, selbst wenn sie heute Anhänger der Initiative oder eines anderen weitgefassten Textentwurfes sind, mit Bestimmtheit auch nach einer allfälligen Annahme eines Verfassungsartikels in der Form des Ständeratsbeschlusses zum gemeinsamen Gespräch Hand bieten.

LUZIUS HEROLD

Geschichte und Pathos

Für neue Fragestellungen in der Geschichte

Die Zusammenfassung unter einem Titel ist bei Überlegungen, wie sie hier zur Diskussion gestellt werden, von vornherein schwierig und auch problematisch, geht es dabei doch letztlich um das Verhältnis der Geschichte als Wissenschaft und Lehrfach an den Schulen zu ihrer Ausstrahlung in die politische und gesellschaftliche Aktualität. Darf Pathos das Bindeglied sein, ja mehr noch: Was ist eigentlich Geschichte, wie und wozu soll sie betrieben werden?

Wir begeben uns damit in ein Spannungsfeld, vergleichbar etwa demjenigen zwischen dem Verkäufer und dem Käufer einer Ware. Primär lebt jede Generation aus ihrer Vergangenheit, ist hier also gewissermassen Konsument der subtilen «Ware Geschichte». Andererseits gestaltet und produziert sie ohne Unterlass für den Markt von morgen. Das Mass an Wechselwirkung, die Harmonie zwischen diesen Komponenten, entscheidet über die Lebensfähigkeit der verschiedenen Stufen unserer menschlichen Gemeinschaft.

In jedem Markte spielen die psychologischen Komponenten eine massgebliche Rolle. Weit mehr als wir uns selber zugestehen entscheiden rein subjektive Momente über Erfolg oder Misserfolg eines Angebotes und über die Markttendenz ganz allgemein. Dieses weite Feld fassen wir im Begriff Werbung zusammen. Ihre Rolle ist ähnlich und ebenso wichtig wie diejenige der Hormone in einem Organismus. Hier wie dort kommt dem Mass, der Ausgewogenheit, eine eminente Bedeutung zu. Überdosierung bewirkt Schäden, die sich kaum mehr beheben lassen.

Dasselbe gilt für das Pathos in der Geschichte. Als massvoll dosiertes Selbstbewusstsein, als Achtung vor dem Erbe unserer Vorfahren, wirkt es aufbauend, im Übermass dagegen zerstörend. Mit einer Zerstörung solcher Art sehen wir uns beim Verhältnis eines Teils der heutigen Jugend zu jeder Spielart der Tradition, zu Religion und Geschichte im besonderen, konfrontiert. Unserem Zeitalter wird die Rechnung präsentiert für den Unfug, der mit Ammenmärchen betrieben worden ist und mit Helden, die «nie vor Gefahren bleich» und «froh noch im Todesstreich» stehen – ganz abgesehen vom nahezu verbrecherischen Missbrauch, welcher für «Gott und Vaterland» mit den Emotionen der breiten Volksmassen auf zwei Weltkriege hin getrieben worden ist. Angesichts dieses Scherbenhaufens ist unsere Generation aufgerufen, einigermassen wieder gutzumachen, was leichtfertig oder böswillig zerstört worden ist. Diese Aufgabe fällt denselben Sparten Religion und Geschichte zu, die sich zum geschilderten Missbrauch haben verleiten oder zwingen lassen.

Die Frage nach dem Pathos zielt mehr nach *Methoden* und *Erscheinungsformen* als nach dem *Inhalt* der Materie. Immerhin laufen Missverständnisse auf der Ebene des «Wie» in der Regel parallel zu solchen des «Was», und zwar vor allem dann, wenn Geschichte etwa als eine Chronik der kriegerischen Ereignisse verstanden wird, als ein Katalog von Einzelheiten, «wer wem auf den Kopf geschlagen hat». Oder als Freiheits- und Heldenepos, zugeschnitten auf patriotische Feiern und Manifestationen. In dieselbe Kategorie gehört vielleicht auch jene Schwärmerei für Kunstdenkmäler, zum Beispiel auf Exkursionen, die sich akademisch nennen, und wo die Ausbeute auf wissenschaftlicher Ebene mitunter umgekehrt proportional

ist zur Menge der heimgebrachten Filmaufnahmen. Ich sehe Geschichte aus einem völlig anderen Blickwinkel. Er lässt sich in die Worte fassen: Forschen nach den Wurzeln menschlicher Existenz, im Sinne des Hinhörens auf die vorab geistigen Komponenten, welche vom Herkommen, von der Tradition her in unsere Gegenwart hineinwirken. Ein Umdenken in solcher Richtung scheint mir nicht nur folgerichtig, sondern vor allem auch notwendig, um Geschichte für die moderne Jugend glaubwürdig und interessant werden zu lassen. Es ist durchaus zu anerkennen, dass Wandlungen dieser Art im Gange sind, aber sie haben noch nicht genügend Ausstrahlung in die breiten Volksmassen. Dabei hätten die Schweizer doch allen Anlass, auf die Geschichte ihrer Nation stolz zu sein, aber das Motiv dazu liegt ganz anderswo als im abgegriffenen «Heldentum unserer Väter» oder in der «guten alten Zeit», wie hohles Pathos dies noch allzu oft ableitet. Schweizergeschichte scheint mir vielmehr faszinierend und aktuell aus der wundersamen Wechselwirkung zwischen Providentia dei einerseits und Confusione hominum andererseits – diese letztere in keiner Weise abfällig verstanden.

Um auf diesem Wege voranzukommen, darf man sich des Ausspruchs von Georg Christoph Lichtenberg erinnern:

«Was jedermann für ausgemacht hält, verdient
am meisten untersucht zu werden.»

Pathetische Schweizergeschichte?

Als in der Schweizergeschichte ausgemacht gilt ungefähr alles, was sich in die Stichworte «Gute alte Zeit», «Heldentum unserer Väter», «Christliche Kirche» und «Freiheit» einreihen lässt. Ich greife die *Schlacht an der Calven* heraus als ein Beispiel, wie stark unser landläufiges Geschichtsbild von einer solchen Denkweise her mit Ungenauigkeiten und wenig begründetem Pathos durchsetzt ist.

Es sei vorerst daran erinnert, wie das vorherrschende Bild von der Calvenschlacht entstanden ist. Um 1899 war in Graubünden ein kantonales oder eidgenössisches Staatsbewusstsein erst rudimentär vorhanden. Die Calvenfeier in Chur liess man sich demzufolge ideell wie materiell einiges kosten, um einem solchen Staatsbewusstsein auf die Beine zu helfen. Hieraus ist jenes Pathos entstanden, das heute noch in weitesten Kreisen das Bild von der Calvenschlacht beherrscht. Graubünden musste sozusagen seinen Winkelried haben, an dem sich der Patriotismus entzünden konnte, und so liess man unter anderem durch Richard Kissling ein Denkmal für Benedikt

Fontana schaffen. «Lieb Vaterland» durfte ruhig sein: Das Helden-Dreigestirn Wilhelm Tell, Arnold Winkelried und Benedikt Fontana, von Richard Kissling in Bronze gegossen, stand dem Nibelungen-Zauber Richard Wagners an herrlichem Pathos kaum mehr nach! – Für das, was dabei an Glaubwürdigkeit zerstört worden ist, wird uns heute die Rechnung präsentiert.

Wie lassen sich die nun vorhandenen Scherben wegräumen oder vielleicht sogar in präsentable Formen zusammenfügen? Zunächst einige Überlegungen zur Methode: *Chronik* und *Geschichte* bedeuten zwei völlig verschiedene Dinge. Die Chronik ist nicht mehr als ein Zudiener, ein *Hilfsmittel* dessen, was ich unter Geschichte verstehe. Wir müssen uns auch bewusst bleiben, in wie starkem Masse der Chronist zu allen Zeiten von den Mächtigen dieser Welt abhängig, ja sogar deren Propagandist gewesen ist. Der Umstand, dass die Schrift während Jahrhunderten gewissermassen Monopol der Kirche war, mildert diesen Vorwurf nicht, sondern verschärft ihn sogar. Die vielerorts als unumstösslich bezeichneten «fontes», die schriftlichen Urkunden, sind vielleicht häufiger verkappte Propaganda-Erzeugnisse ad majorem gloriam ecclesiae als wir glauben. Sie sind wertvoll als Instrument, um kontradiktorisch, dialektisch, der historischen Wahrheit näherzukommen. Wahrheit ist indessen auch hier keine absolute Grösse, sondern wir können ihr lediglich nachjagen, wie der Apostel Paulus sagt, nicht aber sie ergreifen.

So besehen ist die Schweizergeschichte voll von *Widersprüchen*. Warum dies mit Kunstgriffen oder mit Pathos beschönigen? Seien wir im Gegenteil froh darüber, machen doch erst diese Ungereimtheiten das Fach Geschichte dermassen faszinierend! Am Anfang stehen hiebei nicht Helden, sondern Menschen in ihrem Widerspruch, nicht Christen, wie dies kirchliche Chroniken und Legenden gerne wahrhaben möchten, sondern Heiden, die allen Bemühungen und Kompromissen der christlichen Kirche zum Trotz im Dämonenglauben ihrer Vorfahren verhaftet geblieben sind.

Calven: Freiheitskampf oder Interessenpolitik?

Als Versuchsfeld, um auf solchermassen unpathetische Weise die Geschichte in den Griff zu bekommen, dürfte sich die Calvenschlacht sehr gut eignen. Das landläufige Bild der auf den Schwabenkrieg hin zustande gekommenen eidgenössischen Koalition ist zweifellos richtig und auch imponierend. Weniger glanzvoll sind aber sehr wahrscheinlich die Motivationen. Weit mehr als freiheitliches Ethos könnten nämlich machtpolitische Interessen der französischen Krone im Vordergrund gestanden haben. Hierauf deuten

drei Komponenten, welche gerne verschwiegen werden. Zum ersten das Abseitsstehen Berns. Es wird im Hinblick auf die Eroberung der Waadt seine Eisen bereits bei den Habsburgern im Feuer gehabt haben. Ähnlich, wenn auch weniger eindeutig, die Stadt Chur. Sie stand im Begriffe, sich bei Kaiser Maximilian um die Stellung als freie Reichsstadt zu bemühen, und ihr Liebedienern in diesem Zusammenhang bewirkte gegen Ende des 15. Jahrhunderts ein etwas gespanntes Verhältnis zu den ländlichen Gotteshaus-Gemeinden. Zum dritten das Auseinanderfallen der eidgenössischen Bündnisse unmittelbar nach dem Treffen an der Calven. Jedes Fähnli betrieb auf eigene Faust Raub und Brandschatzung im Vintschgau; der Gotteshausbund blieb auf sich allein gestellt, als die Habsburger wenige Wochen später über den Casanna-Pass, natürlich ihrerseits raubend und brandschatzend, ins Oberengadin vorstießen.

Nicht vom Pathos her, in welchem das Denkmal in Chur geschaffen worden ist, sondern aus ihrer Widersprüchlichkeit erscheint sodann die Person *Benedikt Fontanas* ganz besonders interessant. Wahrscheinlich war er Hauptmann des Oberhalbsteiner Fähnli und nicht mehr, also weder etwas Ähnliches wie Oberkommandierender noch an der Entscheidung massgeblich beteiligt. Der Sieg wurde im Gegenteil – wie übrigens auch in Frastanz und Dornach – auf altbewährte eidgenössische Manier, mit einem berserkerhaften Umgehungs-Manöver und nicht von der Hauptmacht im Talboden erfochten, welcher das Oberhalbsteiner Fähnli angehörte. Soweit die rein äusserlichen Gegebenheiten, der Tatbestand gewissermassen. Nicht hierin liegt nun aber das, was sich Geschichte nennen darf, sondern in der Stellung als solcher, die Fontana als Abkömmling einer im Oberhalbstein führenden Familie einnahm. Er war wie vor und nach ihm andere seines Namens bischöflicher Vogt in Reams. Zur Zeit des Schwabenkrieges kam nun aber «bischöflich» ungefähr auf dasselbe hinaus wie habsburgisch gesinnt. Der Gotteshausbund, immerhin bischöfliches Einflussgebiet, stellte sich jedoch mit Vorzug auf die Seite Frankreichs. Es ist folglich als Widerspruch zu deuten, dass ein bischöflicher Vogt das Oberhalbsteiner Fähnli an der Calven gegen Habsburg führte. Ein ähnlicher Widerspruch liegt auch in der Struktur des Gotteshausbundes und in der Führung als solcher. Das Oberhalbstein war eine der 17 im freien Gotteshausbund zusammengeschlossenen Gemeinden. Was konnte der Begriff einer solchen Gemeinde beinhalten, wenn deren Kriegshaufe, das Fähnli, vom Vogt des Territorialherrn befehligt wurde?

Eine zweite Frage knüpft hier unmittelbar an: Inwieweit muss das Ringen der Grossmächte um Mailand als die eigentliche Triebkraft der bündnerischen, ja sogar der eidgenössischen Kriegspolitik verstanden werden und damit fast zwangsläufig auch dessen, was im landläufigen Sinne

vom Schulfach Schweizergeschichte behandelt wird? Das Spasswort von der Providentia dei im Wechselspiel zur Confusione hominum wird in diesem Falle zum bitteren Ernst. Ich fasse es als ein Wunder auf, dass ungeachtet eines immer wieder überhandnehmenden Partikularismus und trotz der Käuflichkeit eines zweifellos ansehnlichen Teils der führenden Schichten, letztlich durch ein gnädiges Schicksal, aber eben auch *dank* der Confusione hominum, eine lebenskräftige Eidgenossenschaft aus der Retorte steigen konnte. Es sei an den alten Zürichkrieg als Zwist unter zwei führenden Orten der alten Eidgenossenschaft, oder an den Harten- und Linden-Handel in Zug als Gegensatz zwischen Stadt und Land innerhalb eines Ortes erinnert. Mit Pathos lassen sich Vorfälle dieser Art nicht erklären! Wir müssen vielmehr zu ergründen suchen, inwieweit sie auf Widersprüchlichkeiten im staatspolitischen Gefüge als solchem, oder auf den Gegensatz zwischen Habsburg und Frankreich zurückzuführen sind. Diese beiden Faktoren sind im Kern vielleicht das, was sich um die Zeit des Schwabenkrieges Geschichte nennen darf, und nicht ein pathetisch hochgespieltes Freiheits-Epos.

Notwendig: Mut zur Hypothese

Es gilt also zu überlegen, ob nicht die moderne Jugend im Recht sein könnte, wenn sie dem Fach Geschichte Argwohn entgegenbringt, soweit es im Pathos verhaftet bleibt. Des weiteren stellt sich das Problem, dass unser Vorstellungsvermögen dermassen in den modernen Staatsformen und in den Idealen der Aufklärung befangen ist, dass wir die Gedankenwelt des Mittelalters gar nicht richtig erfassen können. Die Physik stand vor ähnlichen Schwierigkeiten in bezug auf die Natur des Lichtes. Sie wurden meisterhaft überwunden mit dem *Mut zur Hypothese* und in einer Konfrontation der mannigfachen Widersprüche, die sich aus den konventionellen Vorstellungen ergaben. In der Geschichte nehmen die Gemeinschaftsformen und Begriffe wie «Freiheit» eine ebenso zentrale Stellung ein wie das Licht in den Naturwissenschaften. Würde es sich nicht lohnen, der Hypothese auch in der Geschichtswissenschaft jene Stellung einzuräumen, welche die Physik seit Kopernikus dermassen fruchtbar werden liess? Anhaltspunkte, um auf dieser Ebene voranzukommen, scheinen in unserem unerschöpflichen Wortschatz, in den Flurnamen und im Brauchtum vorhanden. Ebenso lassen sich aus den zum Teil recht gut überlieferten Besonderheiten des Alp- und Allmendwesens, des Gemeinwerkes und der Bannung von Wäldern wichtige Schlüsse ziehen, wenn man den Mut zur Hypothese aufbringt und die Irrwege nicht scheut, die sich daraus ergeben können.

Noch ein weiteres zur Methode: Wenn wir zu den Wurzeln vordringen wollen, so müssen wir unter Umständen die Römerzeit ausklammern. Nicht weil sie im helvetischen Raume belanglos wäre, sondern weil sie die Gefahr in sich birgt, autochthone Tendenzen zu überdecken. Als Beispiel wäre zu nennen die «Aschenbrödel-Rolle» von MuttENZ im Vergleich zu Augst. Sprachliche Indizien deuten auf derart viele Geheimnisse der Frühgeschichte im Raume MuttENZ/St. Jakob an der Birs, dass es sich vielleicht besser lohnen würde, hier die Mittel einzusetzen als in Augst, wo letztlich ja doch immer wieder das seine Bestätigung findet, was wir ohnehin schon wissen.

Orte, die ich geschichtsträchtig nennen möchte, gibt es sehr viele in der Schweiz. Ihre Namen basieren auf Grundsilben wie *mot*, *bel* und *bu*, deren Ursprung wir in frühgeschichtlichen Epochen annehmen müssen. *Mot* und *bel* als die weniger häufigen muss ich beiseite lassen und mich auf *bu*, d. h. die *Burg* und deren Ableitungen *Burger*, *Bueb*, *Burse* und so fort, konzentrieren. Als Beispiele seien aber immerhin erwähnt: MuttENZ und Domat/Ems für *mot* und Biel, Bellinzona, aber auch Belfort, Belmont, Bellach, Bellelay, Belfaux, ja sogar Beinwil, im Volksmunde Beuel, für *bel*.

Es ist keineswegs zu verleugnen, dass manche Burg im Verlaufe der geschichtlichen Entwicklung zu dem geworden ist, was der allgemeine Sprachgebrauch daraus gemacht hat, nämlich zu einem Rittersitz mit entsprechender Feudalherrschaft. Den Kern der Entwicklung fassen wir damit aber nicht, sondern es hat das Pathos mit aller Wahrscheinlichkeit auch in diesem Fragenkomplex immensen Schaden angerichtet. Im Ursprung muss die Burg nämlich etwas ganz anderes gewesen sein, als wir uns dies heute vorstellen, vermutlich eine *Gemeinschaftsform* – ähnlich dem, was im Wallis heute noch unter einer Burgschaft verstanden wird. Auf eine solche Deutung weist auch der Umstand hin, dass ein Bu-, Birs- oder Burgermeister ursprünglich Kriegshauptmann war, mit den Burgern und Bueben als Kriegsgesellen. Sogar der *Buur* deutet auf solche Bindungen im engen Raume, mit Eigentumswirtschaft im Gegensatz zur Allmend- oder *Nutzungswirtschaft* der *Genossen* in weiträumigen Tal- oder Landschaften wie vor allem Schwyz.

Burgen und alte Kirchen: Rückblicke auf die heidnische Zeit

Prinzipiell liesse sich eine Burg vielleicht am ehesten mit einer *Akro-Polis* vergleichen. Sehr ähnlich wie *ecclesia* verstehe ich *polis* als einen Gemeinschaftsbegriff. *Akro-Polis* wäre dementsprechend nicht ein Gemäuer, sondern schlicht und einfach die Gemeinschaft, welche ihr kultisches Zentrum auf einem Felsen (*Akro*) gebildet hat. Wenn dabei Gebäulichkeiten für den

Gottes- oder Personenkult überwiegen, so darf hieraus auf theokratische Gemeinschaftsformen geschlossen werden. In der Schweiz erinnert vor allem *Hohenrätien* an eine solche Akro-Polis. Mag diese Wehranlage vorübergehend auch Raubrittern als Behausung gedient haben, so müssen wir sie im Kern doch als das kultische und später kirchliche Zentrum der Gemeinden am Heinzenberg auffassen. Hier wie übrigens an vielen anderen Orten mit sehr alten Kirchen ist anzunehmen, dass sich die Christen gewissermassen in das «heidnische Nest» gesetzt haben. Dieser Umstand scheint von ganz eminenter Bedeutung für die frühmittelalterliche Geschichte zu sein. Die Redensart, wonach die Kirche im Dorf bleibe, würde nur für Gotteshäuser relativ jüngeren Datums stimmen, die schon in ihrem Ursprung dem Christentum verpflichtet waren, während *sehr alte Kirchen* ausserhalb der eigentlichen Wohnräume und an Stellen zu suchen sind, wo als Vorläufer eine heidnische Kultstätte angenommen werden muss. Die umgekehrte Folgerung erscheint wichtiger und für die Geschichtsforschung fruchtbarer: Alte Kirchen, die heute beziehungslos im freien Raume stehen, lassen sich mit einem Kuckucksei vergleichen, das einem anderen Vogel ins Nest gelegt worden ist. Dieses fremde Nest wäre dann als ursprünglich heidnische Kultstätte zu interpretieren und als Ausgangspunkt dessen, was ich hier eine Burg nenne. Bei St. Johann auf Hohenrätien ist ausserdem noch der Umstand bemerkenswert, dass diese Anlage der Gemeinde am Heinzenberg bis ins 13. Jahrhundert als Kirche gedient hat. Dies heisst letztlich kaum weniger, als dass die heidnischen Kräfte noch nachwirkten, nachdem die Gemeinde schon längst, zum mindesten nominell, christlich geworden war! Wer würde für einen Kirchgang, für eine Taufe vor allem, den beschwerlichen Weg vom Heinzenberg über ungebändigte Flüsse und schliesslich steil hinauf nach Hohenrätien unter die Füsse nehmen? Es ist anzunehmen, dass für das einzelne Gemeindeglied unvergleichlich stärkere Zwänge vom heidnischen Kult als von der christlichen Botschaft her bestanden, und dass solche Kräfte wahrscheinlich sogar um die Zeit des Schwabenkrieges noch wirksam waren.

Für das Anliegen, zu den frühgeschichtlichen Gemeinschaftsformen im Alpenraum durch die Konfrontation verschiedener Hypothesen einen Weg zu finden, ist Hohenrätien wohl ein sehr aussagekräftiges Beispiel, aber nicht ein Kronzeuge. Wo der Feudalismus massgeblich hineinspielt, ändert sich nämlich das Bild. In Mesocco und Valère/Sitten hat der Feudalherr seine Wehranlage in die ursprüngliche Burg gewissermassen hineingesetzt, so dass die alte Kirche heute ganz für sich allein steht, in unmittelbarer Nähe des Feudalsitzes. In Mesocco vermochte sich sogar die Landsgemeinde neben der Feudalherrschaft zu halten, und ihr Versammlungsplatz befand sich innerhalb des ursprünglichen Burgbereiches, bei der erwähnten sehr alten

Kirche. – In Rhäzüns liegen die Verhältnisse komplizierter. Möglich wäre es durchaus, dass die noch bestehende Schlossanlage nicht innerhalb des früheren Burg-Areals angenommen werden darf, sondern diesem gewissermaßen angegliedert war. Die einsame Kirche St. Georg bei Rhäzüns muss viel eher als Relikt der im Ursprung heidnischen Burg angenommen werden. Wenn dies stimmt, könnte die Umgebung solcher Stellen archäologisch ergiebig werden. Die Funde in Castaneda/Santa Maria di Calanca deuten dies an. – Charakteristisch endlich für einen vierten Typus erscheint die Kapelle St. Lorenz bei Paspels. Im Domleschg hatte schon sehr früh der Feudalismus die Oberhand gewonnen, und die Freiherren von Vaz errichteten einen neuen Herrnsitz auf Ortenstein. Nur die verträumte, weithin sichtbare Kapelle St. Lorenz weist noch auf die ursprüngliche Burg. Ähnlich in Pfäfers. Die Kapelle St. Georg im Burgareal von Wartenstein, datiert um 800, werte ich als Zeugen für eine Burg im hier dargelegten Sinne, die schon lange vor dem Kloster Pfäfers bestanden haben muss. Ähnlich wie der Feudalismus in Ortenstein/Paspels hätte demzufolge das Kloster die alte Burg verdrängt. Unter solchen Aspekten würde die Pirmin-Legende zu dem, was sie ohnehin schon beinahe ist, nämlich zu einer Fiktion.

Die hier zur Diskussion gestellte Hypothese eines engen Zusammenhanges zwischen alten, «beziehungslosen» Kirchen und dem Ursprung dessen, was ich in anderem Sinne als dem heutigen Sprachgebrauch eine Burg nenne, müsste ihre Probe vor allem an Orten bestehen, wo jetzt überhaupt nichts mehr auf einen solchen Konnex hindeutet. Zu denken wäre da an Wertbühl bei Bürglen/Thurgau, oder etwa an St. Pelagiberg bei Waldkirch/St. Gallen und an Sornetan im Berner Jura. Denn: Was anderes kann Anlass zur sehr frühen Gründung und später zum sorgfältigen Unterhalt dieser nach heutigen Massstäben «überflüssig» scheinenden Kirchen gewesen sein als das Bestreben, ein heidnisches Ausstrahlungs-Zentrum zu unterwandern? Ein solches Ineinandergreifen frühmittelalterlicher Gemeinschaftsformen in den Wirkungsbereich heidnischer Kultstätten, und hierauf folgend der ersten christlichen Kirchen, könnte auch der Begriff *Pleiv* bezeugen, wie er uns im Lugnez und Engadin – oder etwa auch bei Valère im Wallis mit *Plaid* – überliefert ist. Die Einzugsgebiete von Grosspfarrei und Landsgemeinde sind hier weitgehend identisch, ein Umstand, der wiederum ähnlich der griechischen Polis auf eine religiöse und politische Einheit schliessen lässt. Sogar den politischen Einfluss als solchen, den die christliche Kirche im Mittelalter ausübte, müssten wir in diesem Falle als ein Relikt aus heidnischer Zeit auffassen, dessen sich Machthaber jeglicher Schattierung – von den Kirchenfürsten bis zum Römischen Kaiser Deutscher Nation und auf geschickte Weise in frommes Pathos verpackt – für ihre weltlichen Interessen zu bedienen wussten.

Aus derselben Sicht wird auch der Stellenwert zu beurteilen sein, welchen das *Maskenwesen*, und hier vor allem das Brauchtum um Epiphanien, in einer Region einnimmt. Diese reiche Fundgrube verdient in stärkerem Masse geschichtswissenschaftlich als nur rein folkloristisch ausgeschöpft zu werden. Wenn Zwingli gegen das «Butzen und Böggen» ankämpfte, so hatte er bestimmt Zusammenhänge der hier angedeuteten Art im Auge.

Endlich vermag die Arbeitshypothese vom «Kuckucksei» unter Umständen auch in bezug auf die christlichen *Märtyrer* Wesentliches zur Abklärung beizutragen. Es müsste allerdings das skizzierte Bild von einem Spannungsfeld zwischen den heidnischen Kultstätten und der christlichen Mission noch durch die römischen Militärstationen als dritte Komponente ergänzt werden, vermochten sich die ersten Stützpunkte der christlich-römischen Kirche doch anfänglich nur dank diesem Rückhalt zu behaupten. So waren sie beim Wegzug der römischen Legionen einer heidnischen «Gegenreformation» preisgegeben. Wegweisend in dieser Richtung scheinen die Erkenntnisse der Ausgrabungen in der Kathedrale von Xanthen am Niederrhein. Diese steht eindeutig ausserhalb des römischen Militärlagers auf einem heidnischen Gräberfeld, und hier wurde auch das Grab des Märtyrers Victor gefunden. In unmittelbarer Nähe der Kathedrale trägt übrigens ein Haus den Namen «zur Börse», was sich natürlich auf die heidnische Bourse und nicht auf den uns geläufigen Sinn des Wortes bezieht. – Der schrittweise aus Windisch und Avenches nach Lausanne verdrängte Bischof setzte sich ja auch nicht in der Römersiedlung Vidy fest, sondern auf der Burg, die heute noch diesen Namen trägt.

Sprachgeschichte als historisches Hilfsmittel

Viel komplexer als im relativ homogenen Alpenraum liegen die geschichtlichen Voraussetzungen im schweizerischen Mittelland. Immerhin ist anzunehmen, dass auch hier radikal anmutende Arbeitshypothesen nützliche Dienste leisten könnten. Die sehr alten Kirchen bieten sich als Ausgangspunkt dar. In der Ostschweiz liegen sie auf einer Linie Pfyn – Bürglen – Sulgen – Bischofszell – St. Pelagiberg – Bernhardzell – Arbon, was ich als Indiz deute, dass diese Ortschaften schon vor der Landnahme durch die germanischen Eindringlinge bestanden haben. Amriswil dagegen mit einer Kirche bedeutend jüngeren Datums würde sich als eine schon im Ursprung alemannische Siedlung herausstellen. – Wieso aber *Zell* in Bischofszell und Bernhardzell? Die Legenden sind auch hier um eine Antwort nicht verlegen. Sie mögen in sehr engem Sinne den Zwecken der Kirche dienen, bestimmt aber nicht dem, was ich unter Geschichte verstehe. Die Silbe s-Vokal-l könnte nämlich

auf eine heidnische Kultstätte Bezug haben und damit auf ein Gravitationszentrum für die *Gesellen* und für die *Seeler* und *Seiler*, *Zeller*, *Sulger*, *Züllig*, *Salmann* und so fort. Vielleicht liegen die Begriffe *Sel* und *Burg* sogar recht nahe beieinander. Ortsnamen wie *Solothurn*, *Zillis*, *Sils*, *Selzach*, *Schlettstadt* (französisch *Sélestat*), *Zollern*, *Sulgen* und *Agasul* könnten dies annehmen lassen, wie auch der Umstand, dass sich die Zünfte in Zürich gegen die privilegierten *Gesellen* vom *Schneggen* und der *Constaffel* erhoben hatten.

Bestehen geschichtliche Anhaltspunkte für eine solche Interpretation? Karl der Grosse hat in heftigen Auseinandersetzungen die sogenannten Sachsen besiegt und zum Schluss deren Heiligtum *Irminsul* zerstört. Irgendwann wurde dieser Begriff mit «*Irminsäule*» übersetzt, und in diesem Sinne fand er in der Geschichte Eingang. Wenn wir aber *Sul* = Heiligtum oder Kultstätte, und *Sachsen* = Urbewohner des mitteldeutschen Raumes im Gegensatz zu den mit dem Sammelbegriff *Franken* bezeichneten Eindringlingen annehmen, so wird alles verständlicher. In *Soest* trägt der Kirchplatz noch heute den Namen «*am Seel*». Für *Schlesien*, mit dem Riesengebirge die östliche Abgrenzung dieses wohl nicht von ungefähr derart sagenumwobenen mitteldeutschen Raumes, wird die englische Schreibweise *Silesien* als ursprünglich angenommen werden dürfen. Von den *Silingen*, einer Untergruppe der *Wandalen*, ist uns dort auch eine zentrale Kultstätte *Siling* überliefert.

Aus Hypothesen solcher Art würden sich für die engere Ostschweiz höchst überraschende Folgerungen ergeben: *Appenzell* wäre eine im Ursprung vorchristliche Siedlung (die sehr alte *Mauritius-Kirche* und Ortsnamen wie *Appenrode* im *Harz* könnten in dieselbe Richtung weisen), und die *Zellweger*, *Zyli*, *Zollikofer* und *Ehrenzeller*, letztere wahrscheinlich abzuleiten von «*Irminsuler*», würden sich als heidnische Sippen herausstellen. Das Schloss *Sulzberg* bei *Goldach*, im Volksmund *Möttelischloss*, vermöchte sogar eine Brücke zwischen den geheimnisvollen Silben *sul* und *mot* zu schlagen.

Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist vielleicht auch der Umstand, dass in Gebieten, wo die Silbe *Zell* häufig in Ortsnamen vorkommt, der Begriff *Burg* selten zu finden ist – und umgekehrt. Für die Frühgeschichte könnten demzufolge Zonen, wo die Wortstämme *sel* und *bu* aufeinanderstossen, besonders aussagekräftig sein, so zum Beispiel der norddeutsche Fluss *Schlei*, wo *Schleswig* (*Seleswig*?) und *Haithabu*, beides relativ bedeutende und offenbar sehr alte Siedlungen, einander gegenüber liegen. Vermöchte eine solche Grenze unter Umständen Ähnliches auszusagen wie die *Aare-Reuss-Linie* für die Siedlungsgeschichte der Schweiz? Erschwerend wird hier wie anderswo der Umstand sein, dass uns alte Orts-

namen mitunter falsch überliefert sind. So hat beispielsweise die Schattensburg ob Feldkirch weder mit Schatten noch mit Burg etwas zu tun, sondern vielmehr mit Schad (Zins, Haftung) und Berg. Sollte sogar, was ich annehme, für Salzburg ähnliches zutreffen, so würden sich hier besonders interessante Perspektiven eröffnen, nämlich ein heidnisches, dank dem Salzmonopol mächtiges *Salsberg*, dessen kultische Ausstrahlungskraft den Zwecken der christlichen Kirche dienstbar gemacht werden konnte, und zwar im Sinne der von Papst Gregor I. (um 600) eingeleiteten und gegenüber den heidnischen Traditionen im Alpengebiet sehr kompromissbereiten Missionsstrategie.

Freiheit in der alten Eidgenossenschaft

Abschliessend noch einige Überlegungen zur mittelalterlichen und zur spezifisch eidgenössischen *Freiheit*. Der Bürger, Geselle oder Genosse der frühgeschichtlichen Zeit kann wohl kaum im modernen Sinne frei gewesen sein. Heidnisch-dämonische Bindungen hielten ihn im solidarischen Dienst an der Gemeinschaft befangen, sei es in Form des Gemeinwerkes oder der Waffen-Gefolgschaft. Dieser starken Abhängigkeit im persönlichen Bereich stand für die kleinräumige Gemeinschaft als solche ein Mass an Freiheit gegenüber, das wir heute mit Anarchie bezeichnen würden, und zwar gelegentlich mit Privilegien, in ihrem Aufbau vergleichbar etwa denjenigen der Mafia oder eines Gang in den Vereinigten Staaten. Die sogenannten Menschenrechte, mit denen heutzutage allenthalben im pathetischen Sinne eines unbedingten und historisch begründeten Anspruchs ohne entsprechende Pflichten hausiert wird, müssen dagegen für die alten Eidgenossen, wie auch für die Kirche des Mittelalters, ein mehr oder weniger unbekannter Begriff gewesen sein. Diese widersprüchlichen Tendenzen lassen sich an der Wiege unserer eidgenössischen Freiheit, im Lande *Schwyz*, besonders deutlich erkennen. Der Landmann war gegenüber dem Beisassen, also dem nicht voll Allmend-Berechtigten, in einem Masse privilegiert, das unseren modernen Vorstellungen von der Freiheit geradezu ins Gesicht schlägt. Ein ähnliches Gefälle bestand wahrscheinlich in einer Burg zwischen den *Burgern* und den *Leuten*, wie dieser Stand in Aarburg zum Beispiel überliefert ist. Besonders interessant in dieser Beziehung ist *Bern* mit seinen gegenüber den Burgern privilegierten ratsfähigen Geschlechtern, also mit zwei Stufen sogar von erblichen Vorrechten. Aus Gemeinschaftsformen solch zwiespältigen Charakters muss auch der Feudalismus hervorgewachsen sein, eine Entwicklung somit von unten nach oben und wurzelnd in der heidnischen Dämonenwelt – oder vielmehr im Missbrauch, der von weltlichen und geistlichen Machthabern damit getrieben werden konnte.

Suche nach den Wurzeln unserer staatlichen Existenz

Es sei unumwunden zugegeben, dass die hier skizzierten Überlegungen beim heutigen Stand der Dinge zum Teil in den Bereich der Hypothese fallen. Es sollte damit auch nur aufgezeigt werden, dass sich der Versuch lohnen könnte, das Geschichtsbewusstsein der breiten Öffentlichkeit von seiner Verkettung im politischen und religiösen Pathos zu befreien, und vor allem das Interesse der Jugendlichen mit ganz neuen, vielleicht sogar radikal anmutenden Fragestellungen wiederzugewinnen. Im Sinne des Forschens nach den Wurzeln unserer staatlichen Existenz liesse sich hiebei das Ergründen der spezifisch eidgenössischen Freiheit und das Aufdecken ihrer Wurzeln im *heidnischen Gedankengut* – mit seiner Missachtung des Individuums zugunsten der Gemeinschaftsbelange – als eines der wesentlichen Ziele setzen. Ich glaube nämlich, dass wir in einer Zeit leben, die den Freiheitsbegriff zuschanden reitet. Wenn wir am Puls der Geschichte fühlen, so wird uns mit kaum mehr überbietbarer Deutlichkeit vor Augen geführt, wie ein Volk unausweichlich der Knechtschaft zusteuert, wenn Freiheit mit dem Schlagwort der Menschenrechte gewissermassen als Volksmarsch nach idyllischen Gefilden verstanden wird, wo Milch und Honig fliesst, und wo Engel dafür sorgen, dass alles mit rechten Dingen zugeht. Eidgenössische Freiheit ganz im besonderen ist alles andere als eine solchermassen idealisierte Garnitur für patriotische Feiern, sondern sie bedeutet ganz im Gegenteil eine, für jeden von uns und jeden Tag aufs neue, wenn auch völlig unheroische, so doch handfeste und vor allem *solidarische Aufgabe* des gewöhnlichen Alltags. Sie wurzelt in der nie erlahmenden «Fähigkeit zum Konflikt», im Willen zur Selbstbehauptung, und sie setzt voraus, wie Gottfried Keller so wundervoll sagt, dass der Bürger imstande ist, selber vor die Haustüre zu treten und nachzusehen, was es gibt.

*

Von meinen Freunden verlange ich nichts anderes, als dass sie mich denken lassen, niemals, dass sie meine Auffassungen teilen. Unduldsam sollte man, nach meinem Gefühl, nur gegen sich selber sein, nicht gegen andere. Ich habe Freunde genug, die politisch genau umgekehrt wie ich denken, und ich habe unter politisch Gleichgesinnten Leute genug, die ich nicht ernst nehmen kann.

*Hermann Hesse,
in einem Brief vom 10. 4. 1919
an Ludwig Finckh.*